

von denen früher der türkische Soldat keinen Begriff hatte. Der türkische Bauernsohn soll treffliches Soldatenmaterial darstellen, behaupten alle militärischen Schriftsteller. Und das stimmt insoweit, als er als Naturkind die Strapazen des Krieges gut erträgt. Daß er aber die regelmäßigen Übungen, den soldatischen Drill nur schwer ertragen kann, darauf weist schon die Tatsache hin, daß, wie Feldmarschall von der Goltz in Wittlers Militärroman für 1912 feststellt, selbst das Offizierkorps sich in diese moderne Militärtretmühle mit Schwierigkeit einleibt.

Das Murren der Armee ist seit längerer Zeit bemerkbar. Neu sind zwei Tatsachen: erstens, daß die nationalen wie geschäftspolitischen Gegner der jungtürkischen Regierung sich der Unzufriedenheit bemächtigt, zweitens, daß die Jungtürken selbst die Lage als sehr gefährlich zu behandeln beginnen. Sie nehmen jetzt Stellung gegen die politischen Umtriebe in der Armee; das bedeutet, daß diese Umtriebe sich gegen sie wenden. Aber es bedeutet noch mehr. In einem so wenig konsolidierten Staate wie der Türkei ist die Einnischung der Armee in die Politik eine historische Notwendigkeit. Denn nur dort, wo eine Klasse herrscht, kann sich die Armee als ihr Werkzeug fühlen, das nur dann in Funktion tritt, wenn es das Interesse der herrschenden Klasse erfordert. In der Türkei gibt es keine herrschende Klasse, es gibt nur herrschende Klassen. Da sie dazu nicht imstande sind, das Staatsgeschick mit sicherer Hand zu steuern, werden sie in der Armee den Willen, dies auf eigene Faust zu versuchen. Darum ist der Protest der jungtürkischen Regierung wirkungslos. Sie hat keine Möglichkeit, die Politik aus der Armee zu verbannen, selbst wenn sich diese Politik gegen sie wenden würde.

Wie leicht es ist, das Spiel der Kräfte in der Türkei zu beurteilen, so schwierig ist es festzustellen, wie weit schon die Krise gediehen ist. Das aber die Türkei vor neuen Wirren steht, kann als sicher gelten.

## Die Milizforderung.

Im Nr. 37 und 38 der Neuen Zeit bringt Genosse Robert Grimm einen Artikel über das Schweizerische Milizsystem, das, vor allem durch die Zeit des Ersten Weltkriegs, eingeschoben in eine Diskussion zwischen Kautsky und Lenin über Miliz und Abrüstung, die Tendenz hat, die Bedeutung unserer Programmforderung der Miliz herabzusetzen. Daß unsere Schweizer Genossen mit ihrem Milizsystem gar nicht zufrieden sind, kann allerdings dabei so wenig ins Gewicht fallen, wie die Tatsache, daß unsere französischen Genossen mit ihrer Republik nicht zufrieden sind, uns veranlassen kann, in unserem Programm die Forderung der Republik zu streichen. Bedenklicher ist, als der Grund zu dieser Unzufriedenheit, die Tatsache, daß das Milizsystem nicht imstande war, die kapitalistischen Unterdrückungsformen fernzuhalten; der Kapitalismus erweist sich im Heereswesen mächtiger als die demokratische Organisationsform. Daraus ergibt sich der Schluß: wenn es uns auch gelingen würde, oder die Regierungen gingen dazu über, das Milizsystem einzuführen, so wären wir noch nicht viel weiter, weil der Kapitalismus ihm seinen Stempel aufdrücken würde.

In dieser Ueberlegung wird jedoch nicht nur der Unterschied zwischen dem anfänglichen und dem hochentwickelten Kapitalismus verkannt, sondern auch das Wesen und die Bedeutung unserer Programmforderung übersehen.

Die kapitalistische Ausbeutung bewirkt nicht nur eine Unterdrückung in der Werkstatt, sondern eine Ungleichheit, die sich durch das ganze gesellschaftliche Leben hindurchzieht. Der Kapitalismus teilt das Volk in zwei Klassen, einer ausbeutenden Minderheit und einer ausgebeuteten Mehrheit; kein Wunder, daß auf allen Gebieten, in Parlament und Verwaltung, im Gerichtswesen, in der Schule, im Militärwesen, dieser Klassen Gegensatz durchbricht. Die politische und rechtliche Ungleichheit sind ein natürliches Zubehör zu der auf Ausbeutung beruhenden Wirtschaftsform. Das Proletariat, das die Aufhebung dieser Ausbeutung erstrebt, muß daher von selbst auch die Beseitigung der Klassenunterschiede und der Rechtsungleichheit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens fordern. Ueberall will es demokratische Institutionen und Formen, in denen die Gleichberechtigung aller Volksgenossen verwirklicht und ausgedrückt wird, an die Stelle der bestehenden setzen; in seinem Programm der

Klassenkampfesforderungen, wozu auch das Milizsystem, die Volkswehr, gehört, sind sie zusammengestellt.

Dabei zeigt sich vielfach eine Ueberentwicklung der proletarischen Forderungen mit früheren demokratischen Formen. Die Entwicklung des Kapitalismus war zugleich eine Entwicklung der Ungleichheit. Die alten kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Wirtschaftsbeziehungen brachten von selbst eine Rechtsgleichheit der großen Volksmassen, also demokratische Einrichtungen mit sich, wie sie die Schweiz noch zeigt. Aber mit der Entwicklung des Kapitalismus zog sich die gesellschaftliche Leitung und Macht immer mehr auf eine kleinere Gruppe, die Kapitalistenklasse, zusammen, während die große Masse einflußlos wurde. Nur wo der Kapitalismus nicht auf dem Boden einer selbstbewußten, kräftigen kleinbürgerlichen Demokratie, sondern eines wirtschaftlich rückständigen junkerlichen Polizeistaats aufwuchs, wie in Deutschland, fand die kapitalistische Unterdrückung schon von selbst die undemokratischen Formen vor, die sie brauchte.

Mit dem Emporkommen des Proletariats setzt eine entgegengesetzte Entwicklung ein. Die rechtlosen Massen, alle in dieselbe proletarische Lage gebracht, kämpfen sich zur sozialistischen Einsicht und Organisation immer mehr empor; ihre gesellschaftliche Macht wächst, und schließlich muß ihnen die ganze Herrschaft über die Produktion wieder in die Hände fallen. Nicht dadurch, daß, umgekehrt wie früher, immer mehr proletarische Schichten in die obere Klasse aufsteigen, sondern durch Beseitigung der herrschenden Oberschicht wird die neue Demokratie verwirklicht werden.

Von der alten kleinbürgerlichen Demokratie ist also die proletarische Demokratie in ihrer Bedeutung grundverschieden. Jene ist ein Ueberrest der Vergangenheit, machtlos gegen die reale Entwicklung des aufsteigenden Kapitalismus; diese die Forderung der Zukunft, die den Kapitalismus beseitigt. Jene ist, wo sie in der Form noch Wirklichkeit ist, doch nur ein machtloser Schein gegenüber der tatsächlichen Wirklichkeit der Klassenunterdrückung; diese ist nur deshalb noch keine Wirklichkeit, weil ihre Verwirklichung den Sturz der Kapitalherrschaft mit sich führen würde. Ihr Gegenpart liegt in dem Gegenpart einer untergeordneten, der neuen Kapitalmacht verständnislos und ohnmächtig gegenüberstehenden und einer aufsteigenden, kampftrohtigen, den Kapitalismus besiegenden Klasse.

Damit wird auch die Bedeutung der Schweizerischen Erfahrung für uns klar. Sie zeigt in einem praktischen Fall, wie die Ueberreste einer alten bäuerlichen Demokratie sich unter der Wirkung des emporkommenden Kapitalismus umgestalten. Die traditionelle Milizform kann das Auftreten aller Merkmale des modernen Militarismus — steigende Rüstungen, Klassenscheidung in der Armee, Brutalitäten gegen Soldaten, Verwendung bei Streiks — nicht verhindern. Denn der Militarismus ist nicht bloß Grundlage, sondern auch Wirkung der Klassenunterdrückung. Die Masse duldet nicht machtlos, weil die undemokratische Gewalt von oben auf ihr lastet, sondern sie muß das Ueberhandnehmen dieser Gewalt dulden, weil und solange sie sich wirtschaftlich machtlos fühlt. Das ändert sich aber, wenn die Masse durch die sozialistische Aufklärung und die Erfahrung des Klassenkampfes um revolutionären Selbstbewußtsein kommt. Dann wird sie nur noch durch den Druck der Gewalt von oben künstlich niedergehalten; ihr Geist befreit sich bereits von der Anochtschheit, und in ihrer Form spricht sich der Wille aus, die Gewalt niederzuwerfen. Das Milizsystem, bei solchen revolutionären Massen oder durch diese Massen selbst durchgeführt, bedeutet das Ende der Kapitalherrschaft. Dann ist nicht mehr der Kapitalismus mächtiger als die Form der Heeresorganisation, sondern die Verwirklichung dieser Form, die mit dem Kapitalismus unverträglich ist, bedeutet, daß der Kapitalismus selbst überholt und machtlos geworden ist.

Wenn die Volkswehr unter unsern Augenblicksforderungen aufgenommen ist, soll das also nicht besagen, daß wir darauf rechnen, daß sie unter dem Kapitalismus verwirklicht werden wird. Zwar fordert der moderne Krieg eine große Selbstständigkeit des einzelnen Soldaten; aber den Widerspruch, worin diese Notwendigkeit zu dem militärischen Drill steht, kann die herrschende Klasse nicht lösen; am wenigsten wird sie dazu zu einem Mittel, wie dem von uns geforderten Milizsystem greifen, das ihre Herrschaft gefährdet.

Es hiesse aber die Bedeutung unserer Augenblicksforderungen gründlich verkennen, wollte man sie für überflüssig

halten, sobald man auf ihre Verwirklichung unter dem Kapitalismus nicht mehr rechnet. Nicht nur die Miliz, sondern auch die von uns geforderte Umgestaltung des Schul- und Jugendwesens bleibt unter dem Kapitalismus eine Utopie. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie Richtlinien der Zukunft sind, die Wesen und Ziel unserer Bewegung beleuchten. Auch kann es nicht dazu führen, nun beliebige andre Wünsche, deren Verwirklichung gleichfalls ausgeschlossen ist, als Forderungen aufzustellen, wie z. B. ein Verbot neuer Arbeitererzeugender Maschinen, oder Rüstungsbeschränkung durch internationale Verständigung. Denn zwischen beiden Arten von Unmöglichkeit besteht ein großer Unterschied. Die Unmöglichkeit für die herrschende Klasse, etwas zu tun, was zu der tatsächlichen kapitalistischen Entwicklung in Widerspruch steht, ist ganz anderer Natur als ihre begrenzliche Weigerung, selbst ihre Macht zu beschneiden und die Machtmittel des Proletariats zu vergrößern. Dieser Weigerung stellen wir unsere Forderungen entgegen, die eine Steigerung unserer Machtposition bedeuten, als Richtlinien unsres immer näher ans Ziel kommenden Kampfes gegen die Bourgeoisie; aber gegen eine unvermeidliche Entwicklung ankämpfen, wäre aussichtslos. Wir wollen den Zug der Entwicklung nicht aufhalten, sondern ihn in ein andres Gleis bringen. Die eine Art Forderungen wird mit dem Sturze des Kapitalismus gegenstandslos, da dann der imperialistische Gegensatz der Staaten aufhört, und neue Maschinen kein Elend mehr bringen können; aber unsere demokratischen Forderungen bekommen dann erst praktische Bedeutung.

Hier liegt der Unterschied zwischen den Forderungen der Abrüstung (im Sinne der fortgesetzten Rüstungsbeschränkungen durch die Regierungen) und der Miliz. Die Erfüllung der ersten Forderung würde eine Erleichterung des Drucks des Kapitalismus auf die Massen bedeuten, die Erfüllung der zweiten aber eine Kraft zum Sturze des Kapitalismus. Die Volkswehr legt ein wichtiges Stück Macht in die Hände des Proletariats; daher ist sie eine Forderung, die in der Richtung der Entwicklung liegt. Die Abrüstung vergrößert die proletarische Macht nicht, könnte sie vielmehr verringern, insoweit sie die Unzufriedenheit der andern Volksschichten dämpft, und sie liegt gar nicht in der Richtung der realen Entwicklung. Die Kapitalistenklasse will von der Abrüstung nichts wissen, weil sie vorwärts und nicht rückwärts will; sie will aber von der Volkswehr nichts wissen, weil diese einen Sprung vorwärts, über den Kapitalismus hinaus, bedeuten würde. Für das Proletariat liegt daher nicht die geringste Ursache vor, an unserer Forderung auf dem Militärbereich, Volkswehr an Stelle des stehenden Heeres, etwas zu ändern.

## Gewerkschaftsbewegung.

Der Umfang des Ruhrbergarbeiterstreiks und die Ursache seines erfolglosen Endes.

II. (Schluß.)

Jüngst räumt auch gründlich mit dem Schwindel von der „planlosen“ „wilden“ Bewegung auf. Er stellt fest, der Streik 1889 habe „so gut wie jeder einheitlichen Leitung entbehrt“; bei dem Streik 1905 sei „eine solche erst im Laufe der Bewegung zur Geltung“ gekommen, „während der letzte Streik sich von Anbeginn unter der planmäßigen Leitung der beteiligten Arbeiterorganisationen vollzog“ (Jüngst konstatiert dann die ausserordentlich verbesserte gewerkschaftliche Schulung der Ruhrbergleute:

Ueberdies konnten auch diesmal die Belegschaften zweier Zechen ihre Streiklust nicht bezähmen und schlugen vor der Zeit los, aber es handelte sich doch dabei nur um einen kleinen Bruchteil der Gesamtbelegschaft, dazu gelang es auch den Arbeiterführern, die Belegschaft der einen dieser Zechen zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen. So traten denn am 11. März auf die von den Führern der drei Arbeiterverbände, die sich am Streik beteiligten, ausgegebene Parole: mit einemmal mehr als 100 000 Mann (Zahl der Zechenbesen) in den Ausstand und in weiteren zwei Tagen erreichte dieser mit 235 000 Zechenbesen seinen Höhepunkt. Im 1889 ebte die Streikbewegung, nachdem sie den Höhepunkt erreicht hatte, sehr bald ab; in 1905 hielt sie sich in bemerkenswerter Weise bei unerheblichen Schwankungen 10 Tage hindurch auf dem Höchststand; 1912, wo man ein gleiches hätte erwarten können, war die Zahl der zur Arbeit Zurückgekehrten bereits am sechsten Streiktag so groß, daß der Streik mit Sicherheit als verloren gelten mußte; er wurde denn am neunten Tage, bis wohin er sehr stark weiter abgedrückt war, auf den Beschluß der Delegierten, dem fast allgemein sofort stattgegeben wurde, abgebrochen, während in 1889 ein langames Verlöschen der Bewegung erfolgte und in 1905 die Aufforderung der Verbände zur Wiederaufnahme der Arbeit keineswegs sofort und allgemein befolgt wurde!

Damit stellt der Zechenvertreter der gewerkschaftlichen Disziplin der streikenden Bergleute ein rühmliches Zeugnis aus. Damit ist aber auch dargetan, die Haltlosigkeit der üblichen Redensart der Zechenbesitzer, sie könnten sich mit den Arbeiterführern in keine Verhandlungen über die Regelung der Arbeitsbedingungen einlassen, „weil die Massen den Führern nicht folgen“. Es unterliegt danach aber erst recht keinem Zweifel mehr, daß diesmal die Bergleute ihren Kampf erfolgreich durchgeführt hätten, wenn die ultramontane Streikbruchorganisation nicht gewesen wäre oder zu ihrer Unterstützung nicht zu umfassenden behördlichen Ausnahmemaßregeln gegriffen worden wäre! Ueber diese untre innerpolitischen Zustände grell beleuchtenden Maßregeln und ihre Wirksamkeit macht Jüngst recht lehrreiche Mitteilungen. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung schrieb am 17. März:

Echter ist, wenn jetzt Militär notwendig war, dann war es bei den meisten Streiks zu verlangen. Damit sind die Christlich-Sozialen für alle Zeiten festgebunden!

Mit dieser Feststellung verwies das Blatt auf die Tatsache, daß es die Essener Volkszeitung, Parteiorgan des Herrn Giesberts, war, die die aufregenden Nachrichten über „Streikrawalle“ verbreitete und schon am 12. März nach Militär gegen die Streikenden rief! Das Giesbertsblatt bemerkte das riesige Anschwellen der Streikbewegung, bebte vor Angst um den Zusammenbruch der ultramontanen Streikbruchparade und forderte deshalb zu ihrer Hilfe die militärische Besetzung des Streikgebiets. 1889 und 1905 schrieb die Rheinisch-Westfälische Zeitung nach Militär, weshalb die Zentrumsorgane ihr vorwarfen, sie wolle die „Arbeiterbewegung in Blut erstickend“ lassen! Jetzt hatten die Zentrumsblätter augenscheinlich diese blutdürstige Absicht. Wenigstens sollte das Militär dem Anwachsen des Streiks Einhalt tun. Jüngst erklärte denn auch, wenn man von dem „Fernbleiben des christlichen Gewerkevereins absteht“, so sei „das Mißlingen des Ausstandes und vor allem sein

Ich will dir die ermüdende Schilderung eines Jahres voller Demütigungen, voller Stiche ohne Zahl, voller Bitterkeit ohne Grenzen ersparen. Alles, was ich lächerlich und klein anseh, wurde mit feierlichem Ernst behandelt, und alles, was ich als groß und lobenswert schätzte, wurde gehässelt. Das Volk nannte man Bad und meinte, es sei nur dazu da, daß die Garnison im Bedarfsfalle darauf schließen könne. Man schmätzte offen die neue Staatsform und nannte die Bauern Verräter. Das hörte ich sieben Monate lang mit an; man fing an mich zu beargwöhnen, da ich am Gelächter nicht mit teilnahm, und man forderte mich heraus. Als man das nächste Mal die „Oppositionshunde“ angriff, explodierte ich und hielt eine Rede, deren Resultat war, daß man wußte, wo man mich hatte, und daß ich unmöglich wurde. Und jetzt mache ich's wie so viele andere Schiffbrüchige; ich werfe mich in die Arme der Literatur!

Struve, der mit dem abgestuften Schluß unzufrieden zu sein schien, steckte die Bleifeder wieder ein, tranz seinen Toddy und sah zerstreut aus. Glaubte doch etwas sagen zu müssen.

— Lieber Bruder, du hast noch nicht die Kunst des Lebens gelernt; du wirst sehen, wie schwer es ist, sein Brot zu finden, und wie es allmählich die Hauptfrage des Lebens wird. Man arbeitet, um sein Brot zu haben, und man ißt sein Brot, um arbeiten zu können! Glaube mir, ich habe Weib und Kind, und ich weiß, was das heißt. Man muß sich nach den Verhältnissen richten, siehst du. Man muß sich danach richten! Und du weihst nicht, wie die Stellung eines Literaten ist. Der Literat steht außerhalb der Gesellschaft!

— Nun, das ist die Strafe, weil er sich über die Gesellschaft stellen will! Uebrigens verabscheue ich die Gesellschaft, denn sie beruht nicht auf freiem Vertrag, sie ist ein Gewebe von Lügen — und ich hiesse sie mit Vergnügen!

— Es fängt an kalt zu werden, bemerkte Struve.

— Ja, wollen wir gehen?

— Vielleicht gehen wir.

— Die Flamme des Gesprächs hatte ausgelindert.

Inzwischen war die Sonne untergegangen, der Halbmond hatte den Horizont erklimmt und stand jetzt über

dem Felde nördlich von der Stadt; der eine und der andre Stern kämpfte mit dem Tageslicht, das noch am Himmel verzog; die Gaslaternen unten in der Stadt wurden angezündet, und diese begann zu verstummen.

Falk und Struve wanderten zusammen nordwärts, über Handel, Seefahrt, Gewerbe und alles andere plaudernd, was sie nicht interessierte, worauf sie sich unter beiderseitiger Erleichterung trennten.

Während neue Gedanken in seinem Kopfe keimten, wanderte Falk die Stromstraße hinunter und auf den Schiffshafen zu. Er kam sich wie ein Vogel vor, der gegen eine Fensterscheibe geflogen ist und nun geschlagen daliegt, wo er die Schwingen zu heben glaubte, um geradeswegs ins Freie hinauszufliegen. Er legte sich auf eine Bank am Strande und hörte auf das Wellengeplätscher; eine leichte Brise säufelte durch die blühenden Ahornbäume und der Halbmond leuchtete mit schwachem Schein über dem schwarzen Wasser; da lagen zwanzig, dreißig Boote am Kai vertäut, und die Rissen an ihren Ketten und stekten die Köpfe in die Höhe, das eine nach dem andern, einen Augenblick bloß, um dann unterzutauhen; Wind und Woge schienen sie vorwärts zu jagen und sie machten einen Anlauf gegen die Brücke gleich einer Koppel gehetzter Hunde, aber die Kette riß sie zurück, und dann hauten und stampften sie, als ob sie sich losreißen wollten.

Dort blieb er bis Mitternacht sitzen, bis der Wind einschloß, die Wogen zur Ruhe gingen, die gefangenen Boote nicht mehr an ihren Ketten zerren, die Ahornbäume nicht mehr rauschten und der Tau fiel.

Da stand er auf und wanderte träumend nach seiner einsamen Bodenkammer im nordöstlichen Stadtteil.

Das tat der junge Falk, aber der alte Struve, der am selben Tage ins „Grauhäuschen“ eingetreten war, da er vom „Rotkäppchen“ seinen Abschied bekommen, ging nach Hause und schrieb für die berüchtigte „Volksfahne“ eine Korrespondenz „Ueber das Kollegium für Auszahlung der Reamtengehälter“; vier Spalten, die Spalte zu 5 Kronen.

(Fortsetzung folgt.)